



Schutzhütte auf dem Feld

ALLTAG IM TAL

Die meisten Bauern betreiben einen wenig produktiven und für die Umwelt schädlichen **Wanderhackbau**, der kaum ihr Überleben sichern kann. Neben Dürren und Fluten zählen nächtliche Plünderungen durch Wildtiere in den frisch bestellten Feldern seit jeher zu den größten Risiken ihres bescheidenen Daseins, und daraus resultiert die ausgeprägte kollektive Abneigung gegen Elefanten, Büffel und Paviane. Die Menschen versuchen sich mit einer halbnomadischen Lebensweise zu behelfen. Vor dem Einsetzen der Regenzeit wird ein Stück des Waldes abgeholzt und abgebrannt, sodass nur die knapp einen Meter hohen verkohlten Baumstümpfe in der verbrannten Erde zurückbleiben. In die Asche streuen die Bauern willkürlich Mais- und Hirsesamen und warten auf den kommenden Regen, denn nur die wenigsten können ihre Felder selbst bewässern. Diese Form der Landwirtschaft zwingt die Bauern schon nach ein bis drei Jahren, die Felder aufzugeben und neue Waldbereiche zu roden. Während der Regenmonate ergrünt das Tal, und die Saat reift auf den Feldern. Ab jetzt besteht akute Gefahr für Getreide und Feldfrüchte durch zahlreiche hungrige Wildtiere. Die Bauern

verlassen daher ihre Dörfer und ziehen praktisch direkt in die Felder, um sie bis zur Erntezeit im Juni rund um die Uhr zu bewachen. Ihre temporären Notquartiere bestehen aus behelfsmäßigen z. B. auf einem Termitenhügel leicht erhöht liegenden Stelzenhütten, die gleichzeitig als Wachturm und rudimentären Wohnraum dienen.

PLÜNDERUNGEN DURCH ELEFANTEN

Tagsüber betreiben die Frauen ein wenig Feldarbeit, und die Kinder vertreiben Vögel und Paviane von den Äckern, während die Männer im Schatten ruhen. Unheimlich und bedrohlich wird die Dunkelheit der Nacht, wenn die Familien eng zusammengekauert in den Stelzenhütten ausharren, immer auf nahende Feinde lauschend, vor allem auf Elefanten. Sobald sich diese den Feldern nähern, schlagen die Menschen Alarm und vertreiben die Elefantenbulen – Kühe und Jungtiere plündern nur sehr selten – mit stundenlangem Lärmen, Trommeln und Geschrei. Sie können nur hoffen, die Tiere so fortzuscheuchen. Die Bauern fühlen sich ohnmächtig und hilflos gegenüber den Dickhäutern, und sie fürchten sich viel mehr vor der Aggression der Elefanten als vor Löwen und Leoparden.

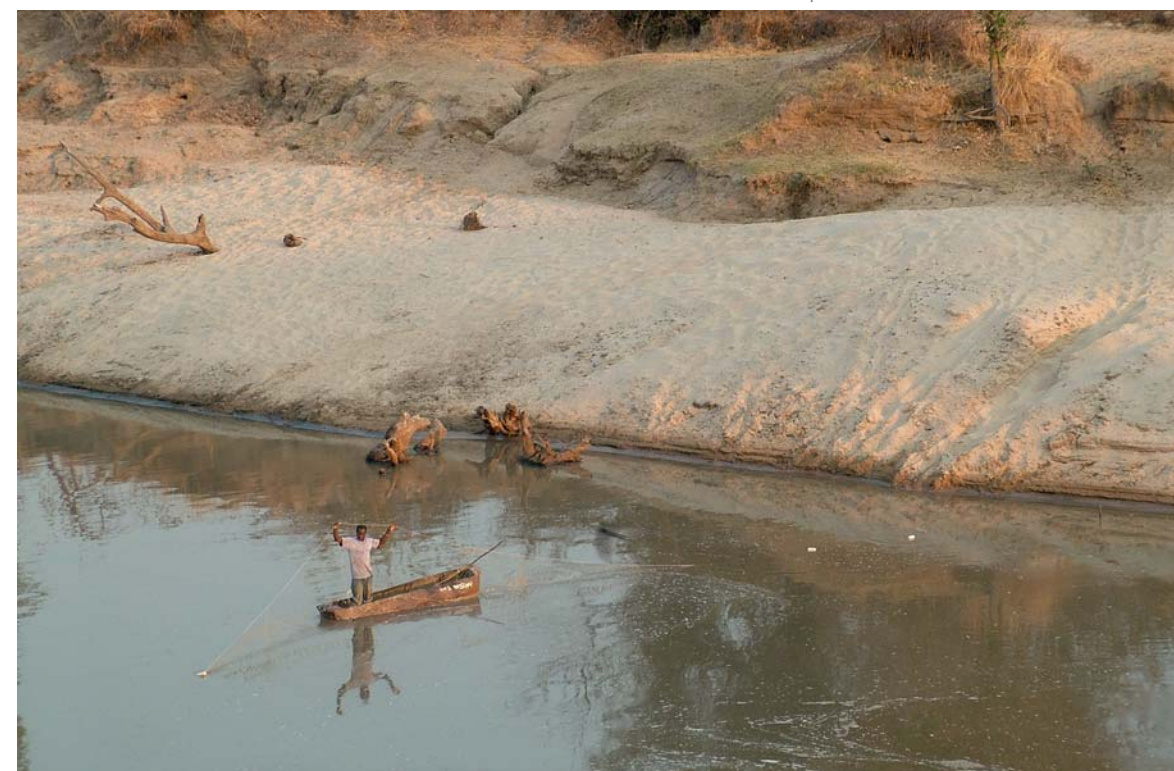
Auch heute noch sind die Risiken für die Talbewohner beträchtlich, auf Reisen von Dorf zu Dorf, bei der Feldarbeit, beim Wasserholen am Fluss und beim Fischen im Einbaum durch Wildtiere verletzt oder getötet zu werden. Jahr für Jahr kommen so zwischen zehn und dreißig Menschen zu Tode. Am häufigsten sind Krokodilattaken, gefolgt von gefährlichen Unfällen mit Flusspferden und Elefanten, gelegentlich töten auch Löwen einen einzelnen Wanderer. Besonders groß ist das Risiko während der Regenzeit, wenn die anschwellenden Flüsse das Tal vom Rest des Landes abschneiden, und die meisten Dörfer auch weitgehend voneinander abgetrennt sind. Zwischen November und April wird das Leben im Tal seit jeher von einer starken Isolation bestimmt. Jetzt sollte niemand ernsthaft krank werden, keine Geburtskomplikationen eintreten, kein Schlangenbiss oder Blinddarmdurchbruch passieren, denn es gibt keine Kommunikation nach draußen, und wer das Tal verlassen möchte, muss tagelange Fußmärsche durch die unwegsame, teilweise überflutete und zugewachsene Wildnis bewältigen.

Wenn man sich dies vor Augen führt, wird auch verständlich, warum das traditionelle Heilwesen und die Magie hier weiterhin so hoch im Kurs stehen.

Das Dorfleben wird von diesem jahreszeitlichen Rhythmus und von wiederkehrenden Ereignissen bestimmt, von Begräbnissen, traditionellen Zeremonien, Krankenbesuchen eines Heilers, kirchlichen Festen und den Diskussionsrunden der Ältesten mit dem Dorfvorsteher (*Headman*) oder Chief. Viele Menschen fühlen sich von ihrer Regierung im Stich gelassen. Sie wurden genötigt, in größere Dörfer zu ziehen, wo sie Zugang zu Schulen und Gesundheitsposten haben, doch klagen sie dort über negative Folgen, z. B. soziale Spannungen und eine deutliche Zunahme an Infektionskrankheiten durch die Nähe zu anderen Menschen.

Die traditionelle Rolle des Mannes ist die eines Jägers und Fischers. Mit den strengen Jagdauflagen, Restriktionen in der Fischerei und der Einrichtung von Schutzgebieten wurden ihm diese Einkommensquellen entzogen. Wer

Fischen zwischen Flusspferden und Krokodilen





„Wency's Autoworks“ von Wencislaus Banda ist eine Institution in Mfuwe

die neuen Gesetze missachtet, wird zum illegalen Wilderer. Als berufliche Perspektive bleibt den meisten Männern nur die Suche nach einer temporären Anstellung im Tourismus und bei Jagdsafaris oder die Emigration in die Minengebiete im Copperbelt. Mangelnde schulische Qualifikation erschwert es ihnen, in Städten wie Chipata und Lusaka Fuß zu fassen, und die meisten kehren nach ein paar Jahren wieder zurück ins Tal. Dort halten sie sich dann temporär als Fischer über Wasser, transportieren mit einem Fahrrad Holzkohle und Trockenfisch in die Hochlandstädte oder versuchen, einen Kleinhandel aufzuziehen.

BERUFLICHE PERSPEKTIVEN

Im Raum Mfuwe erschließt der Tourismus den Kunda einen bescheidenen Markt. Gemüseverkäufer radeln hier täglich von ihren Gärten durch den Busch zum Wildlife Camp, Nkwali Camp und der Kafunta Lodge, um Obst und Gemüse zu verkaufen. Dabei sind mitunter gefährliche Begegnungen mit Wildtieren wie Elefanten an der Tagesordnung, insbesondere

in der späten Trockenzeit, wenn die Elefanten kaum noch frische Nahrung finden und den Geruch der begehrten Feldprodukte bei den Fahrradhändlern wahrnehmen.

Viele junge Männer drängen auf der Suche nach einem Auskommen in die Ausbildung zum Safari Guide, selbst wenn sie weder Interesse an der Natur noch Ambitionen für das Studium wissenschaftlicher Namen haben. Es reizt sie das Anfangsgehalt von rund 500 US-Dollar im Monat, das gute, erfahrene Guides sogar vervierfachen und zusätzlich mit großzügigem Trinkgeld anreichern können. Im Jahr 2014 lockerte die Schule in Nyamaluma das Anforderungsprofil und verkürzte die Ausbildung auf drei Monate. Die jetzt viel einfacheren Prüfungen führen zu aktuellem Unmut bei den künftigen Arbeitgebern und Berufskollegen.

Viehzucht ist zwar eine florierende Männerdomäne im Hochland, im Luangwatal aber durch die Tsetsefliegenplage nicht möglich. Dort gibt es in den Dörfern nur ein paar ausgemergelte Hunde, Haushühner und zahme Perlhühner. Traditionelle Landwirtschaft wie

der Anbau von Mais, Reis, Erdnüssen, Zwiebeln, Tomaten und Paprikaschoten und spezielles Handwerk wie die Töpferei werden als weibliche Aufgaben angesehen und sind daher keine relevante Alternative für die Männer. Eine Chance bietet der Baumwollanbau, der sich im letzten Jahrzehnt über das ganze Tal ausgeweitet hat. Baumwolle ist ein „Cash crop“, ihr Anbau dient allein dem Verkauf, durch den die Männer Bargeld erzielen. Dadurch setzt sich auch in entlegenen Winkeln die Geldwirtschaft gegen den traditionellen Tauschhandel durch. Als Folge sieht man heute selbst in den abgelegensten Dörfern winzige Dorfkioske mit einem Sammelsurium an preiswerten Waren für ihre örtliche Käuferschaft.

Hunger – *njala* – ist in den meisten Dörfern ein Dauerzustand. Kinder in zerlumpten Kleidern und mit durch die Mangelernährung aufgeblähten Bäuchen, Frauen ohne Schuhe und apathische, abgemagerte Greise sind keine Seltenheit. Trotzdem besteht ein gewisser Widerspruch, denn es bestünde für einige dieser Menschen die Möglichkeit, ihre katastrophale

Nahrungsmittelsituation zumindest zeitweise deutlich aufzubessern. Männer bekommen ihre Löhne nach der Jagdsaison ausgezahlt, Guides erhalten regelmäßig Trinkgelder, und Fischer machen gerade während der Hungerwochen im Oktober besonders reichhaltigen Fang. Offensichtlich wird Geld oft lieber anderweitig ausgegeben; vor allem die Männer neigen dazu, Bargeld rasch in Bier und Kachazu umzusetzen.

KLARE GESCHLECHTERTRENNUNG

Das Bierbrauen (*Munkoyo*), die Schnapsbrennerei (*Cachazu*) und die Töpferei sind fest in Frauenhand. Obwohl die Töpferkunst im Tal nachweislich seit dem 13./14. Jh. Tradition ist, sieht man heute nur noch selten eine Töpferin bei der Arbeit. Stark vertreten sind die Frauen auch im Handel. Es gehört vor allem im Süden des Luangwatals zum Alltag, dass Frauen aus geschäftlichen Gründen zwischen ihren Dörfern und den Hochlandstädten reisen. Die Geschlechtertrennung und die Benachteiligung von Frauen in der Gesellschaft bleiben aber

Außergewöhnlich schönes Haus bei den Chewa





ZAWA-Officer Chilongoshi Stanford



Gebührenliste im Amtsgericht

weiterhin tief verankert und lassen sich nur schwer verändern. Die meisten Frauen in den abgelegenen Dörfern haben kaum Englischkenntnisse und keinerlei soziale Absicherung. Wasser schöpfen sie meistens direkt aus einem gegrabenen Loch im Flussbett, denn selten haben sie einen Brunnen. Als großer Nachteil für die Frauen zeigt sich das ungleiche Geschlechterverhältnis im Tal, wo es je nach Region, bedingt durch die Abwanderung vieler junger Männer, deutlich mehr Frauen als Männer im heiratsfähigen Alter gibt. Das Missverhältnis wird umso stärker, je größer die Siedlungszentren sind, und führt mitunter zu heftigen sozialen Spannungen (in manchen Dörfern leben doppelt so viele Frauen wie Männer). Chief Kazembe rief einst die Männer aus benachbarten Regionen auf, bei seinem Volk auf Brautschau zu gehen, und löste damit sehr viel Unmut bei den Frauen in Chikwa aus.

Im Luangwatal heiraten viele Mädchen schon mit 15 Jahren, während die Männer meistens zwischen 20 und 25 Jahre alt sind. Es kommt immer wieder vor, dass die Eltern den Ehepartner auswählen, und dies wird von jüngeren Töchtern bereitwilliger akzeptiert als von erwachsenen. Nachdem es kaum berufliche

Entwicklungschancen für Mädchen gibt, sind viele Eltern der Ansicht, dass eine Schulbildung bei den Töchtern Zeitverschwendung sei. Auch fürchten die Eltern uneheliche Schwangerschaften, weshalb sie ihre Töchter in frühe Eheschließungen drängen. Die Brauteltern erwarten die Zahlung eines Brautpreises, *lobola*, den viele junge Männer erst nach Jahren aufbringen können. Im Süden des Luangwatal ist die Stellung der Frau stärker als im Norden, wo zahlreiche Männer polygam leben. Doch gilt für das gesamte Tal: Innerhalb der Dorfgemeinschaft prägen die Frauen die Aktivitäten, während die Männer passiv sind und sich bevorzugt dem Müßiggang und dem Genuss von Bier hingeben.

Viele Dorfbewohner sehen sich in einer unverschuldeten Opferrolle und werfen der Regierung vor, sie habe ihr Land an reiche Großwildjäger, rücksichtslose Lodgebetreiber und internationale Tierschutzorganisationen verkauft, und ihnen damit die Lebensgrundlage als Jäger und Fischer entzogen. Sie sind der Ansicht, die Wildtiere gehörten ihnen, zumal sie auch die unmittelbar Leidtragenden aufgrund des engen Zusammenlebens mit den Wildtieren seien. Auf die staatlichen Organe, Polizei und Wildhüter, die den Dorfbewohnern

mit Patrouillen und Lizenzkontrollen nachstellen, sind sie meistens schlecht zu sprechen. Zu oft missbrauchen diese ihre Stellung, betreiben offensichtliche Vetternwirtschaft, sind korrupt und protegieren mächtige, kommerzielle Wildererringe. In der Tat betreiben mitunter gerade die Instanzen, die zum Schutz der Wildtiere abgestellt wurden, einen regen illegalen Handel mit dem Fleisch von Elefanten, Büffeln und Flusspferden. Zu ihrer Verteidigung führen Village Scouts und Wildhüter an, dass sie sich in Notlagen befinden, weil sie teilweise gar nicht oder erst mit jahrelangem Verzug ihren Lohn erhalten. Bis 2014 lag der monatliche Sold eines Wildhüters bei weniger als 70 US-Dollar. Seither wurde eine Anhebung auf das Niveau eines Lehrers, etwa 400 US-Dollar, beschlossen, doch noch immer nicht umfassend umgesetzt.

Das Leben eines Wildhüters ist bescheiden und entbehrungsreich. Hat er das Pech, an einen abgelegenen Kontrollposten versetzt zu werden, besteht sein Alltag oft jahrelang aus einem tristen Dasein ohne soziale Kontakte, Ablenkung, Kommunikation und auch ohne Zugang zu frischem Wasser und Elektrizität. Entweder lebt er getrennt von seiner Familie, oder er holt Frau und Kinder zu sich, verbaut damit aber den Kindern die Zukunft, weil es keine Schulen gibt. Auf den anstrengenden Patrouillen sind Wildhüter stets dem Risiko ausgesetzt, auf gut bewaffnete Wilderer zu treffen. Blei-

ben dann auch noch regelmäßig die Lohnzahlungen aus, sinkt die Moral beträchtlich. Deshalb gibt es große Nachwuchsprobleme in der Wildschutzbehörde, und vor allem die wenigen Posten in städtischen Verwaltungszentren und als Touristenbegleiter während der Walking Safaris sind begehrt. Die Diskrepanz zu den Safari Guides in den Touristenlodges, die bislang etwa siebenmal besser verdienen, gleichen manche Lodgebesitzer aus, indem sie die staatlichen Wildhüter finanziell unterstützen, sobald sie für ihre Gäste im Einsatz sind.

Es ist zwar illegal, aber weithin verbreitet, ohne Lizenz, mit Gift oder mit engmaschigen Moskitonetzen zu fischen. Wird die Straftat entdeckt, muss der Fischer damit rechnen, dass seine Netze konfisziert werden, und schwere Straftaten wie Wilderei werden mit Freiheitsstrafen geahndet. Viele Männer machen im Laufe ihres Lebens solche Erfahrungen mit dem Gesetz. Innerhalb ihrer Dorfgemeinschaft wertet sie dies jedoch nicht ab, sondern sie gelten ganz im Gegenteil als mutige Helden und Identifikationsfiguren für die Jugend. Daran ändern bisher auch die vielen Bildungs-offensiven, Arbeitsgruppen und örtlichen Initiativen der Tierschutzorganisationen wenig. Trotz der vielen mit NGO-Hilfe gebauten Brunnen, Schulen und Gesundheitsposten bleibt die Bevölkerung im Luangwatal weiterhin chronisch verarmt und rückständig.

Nach der Jagd wird ein Flusspferd zerlegt und abtransportiert





Das Amtsgericht von Chitungulu

Eine Amtsstube in Chikwa



UNANTASTBARE CHIEFS

Eine hohe Verantwortung für diese Stagnation tragen die örtlichen **Chiefs** mit ihrer autoritären Hierarchie und dem aufgeblähten Gefolge. Anstelle der gewählten Landesregierung sitzen sie hier an den politischen und wirtschaftlichen Schaltstellen, die ihnen viel Einfluss und reiche Einkommen sichern, zusätzlich zum fürstlichen Salär, das sie aus Lusaka beziehen. Einige der Chiefs im Luangwatal gebärden sich als seien sie unangreifbar und übermächtig, verfügen eigenmächtig über die Verteilung und Ausbeutung von Ressourcen und stellen sich mitunter über das geltende Recht. Jeder auswärtige Investor, ob NGO oder Privatunternehmer im Safarigeschäft, muss unabhängig von den Regierungsvorgaben zusätzlich eine Einigung mit dem örtlichen Chief finden, um Land zu pachten und sich niederzulassen. Nicht selten sind dabei finanzielle Anreize wie moderne Geländewagen im Spiel, die ausschließlich dem Chief und nicht den betroffenen Dörfern zugute kommen.

Zu den Aufgaben der Chiefs gehört es, in lokalen Streitigkeiten wie Ehebruch und ehelicher Gewalt, Scheidung, Missbrauch, Diebstahl,

Betrug und übler Nachrede Gericht zu halten. Außerdem sind alle Fragen, die Landbesitz und -verteilung betreffen, Chefsache. Darüber hinaus, und dies manifestiert letztlich die unantastbare Allmacht des Chiefs gegenüber seinem Volk, wird dem Chief die größte Kompetenz im Umgang mit *Witchcraft* (Zauberkunst und Hexerei) zugestanden. Anschuldigungen, jemand habe einen anderen verhext, sind sehr schwerwiegend und immer ein öffentlich diskutierter Fall, der dem Chief vorgetragen wird. Nur ihm wird zugetraut, den im Raum stehenden Verdacht aufzuklären, ohne selbst Schaden zu nehmen und auch die beteiligten Parteien auszusöhnen (Lynchjustiz zu verhindern). In den meisten Fällen führen die Chiefs lange Gespräche mit ihren Beratern, Dorfvorstehern und Würdenträgern, und führen schließlich beide Parteien mit mehreren *Ng'anga*, traditionellen Heilern, zusammen, um den bössartigen Zauber vom Opfer zu lösen bzw. den Angeklagten vom Verdacht reinzuwaschen. Mit diesem Engagement demonstrieren die Chiefs ihre Vormachtstellung beim Volk, das ihre Autorität aus Furcht vor *Witchcraft* nicht infrage zu stellen vermag.

Denn auch wenn heute viele Leute Handys besitzen, Autos fahren und Computer bedienen können, hält sich der Glaube an übersinnliche Kräfte, an Magie und Zauberei, äußerst hartnäckig. Niemand bezweifelt ernsthaft, dass missgünstige Menschen ein ahnungsloses Opfer mit einem tödlichen Fluch belegen können, sich bei Bedarf in Raubtiere verwandeln, und sich die Geister der Ahnen boshaft in die Alltagsgeschäfte der Lebenden einmischen. Polizei und Justiz haben auch im 21. Jahrhundert immer wieder mit entsprechenden Anklagen zu tun, und die traditionellen Heiler verbringen einen großen Teil ihrer Zeit mit dem Aussöhnen der Geister und Abwenden von prophezeitem Unglück. Überall drohen Gefahr und Unbill. Hunderte verschiedene Baumarten und etliche Wildtiere gelten als Unglücksboten, und es gibt strenge Vorgaben, was zu tun ist, um Unheil in verhängnisvollen Situationen abzuwenden. Amulette aus Tierprodukten wie Knochen, Zähnen und Eingeweiden sollen Schutz, Extrakte aus Heilpflanzen Linderung bringen. Die Bedrohungen der Wildnis sind für die Men-

schen seit jeher derart überwältigend, dass sie sich vieles mit übernatürlichen bösen Kräften erklären. Sehr schnell gilt ein Büffel oder Elefant, der seine natürliche Scheu vor den Menschen verliert, oder ein Löwe, der zum Menschenfresser wird, als „bewitched“, verzaubert, halb Geist und halb Dämon.

Die Kraft der Hexerei lässt sich aber auch vorteilhaft einsetzen. Frauen besorgen sich „Medizin mit Liebesreizen“, um einen Ehepartner zu finden, und Männer versuchen mit diversen Kräutern und Ritualen ihre sexuelle Leistungsfähigkeit zu steigern. Tieren wie Elefanten und Elenantilopen werden ebenfalls Geister schatten zugesprochen, vor denen sich besonders die Jäger mit geheimnisvoller Medizin und bestimmten Ritualen zu schützen haben, deren okkulten Kräfte sie sich aber zugleich bemächtigen können.

Dörfliche Schnapsbrennerei

